



Lilly Lindner

Was fehlt, wenn ich verschwunden bin

Fischer 2014 • 400 Seiten • 9,99 • ab 14 Jahren • 978-3-7335-0093-1

★★★★

Phoebe hat das Gefühl, als fehle ein Teil von ihr. So scheint es auch Mama und Papa zu gehen. Ihre ältere Schwester April ist nämlich nicht mehr zu hause. Bevor sie ging, wurde sie schon immer dünner und fiel immer öfter in Ohnmacht. Daher hat sie sich entschieden, in eine Klinik zu gehen, um dort das Essen wieder zu lernen und hoffentlich gesund zu werden. Dieses Wissen ist für die neunjährige Phoebe aber nicht ausreichend. Sie sehnt sich nach einer Kommunikation mit ihrer Schwester und hat Angst um sie. Also schreibt sie ihr Briefe – auch wenn sie nie eine Antwort erhält. In diesen Briefen schreibt sie von ihrer Ratlosigkeit, ihrer Liebe, ihrer Wut und ihrem Gefühl des Verlorenseins. Davon wie es ist, wenn einem ein Teil von sich selbst fehlt.

April währenddessen bekommt nach einer Weile die Briefe ihrer kleinen Schwester. Sie beantwortet sie in dem Wissen, dass sie Phoebe erst viel später erreichen werden. Sie versucht zu erklären, was mit ihr passiert und zwischen Phoebe und ihren Eltern zu vermitteln, etwas, dass für April nie jemand getan hat.

Die beiden Schwestern sind, wie aus den Briefen hervorgeht, einander sehr ähnlich. April erzählt von sich und ihren Erfahrungen und der Leser sieht, dass viele davon auch auf Phoebe zutreffen. Beide scheinen hochbegabt zu sein, aber sie werden von ihren Eltern nicht unterstützt, geschweige denn verstanden. Beide Schwestern lieben Sprache. Phoebe quasselt den ganzen Tag, was ihre Eltern in die Verzweiflung treibt. Die beiden haben das schon bei April erlebt, doch bei ihr konnten sie das nicht dulden. Und so begann April zu schweigen und später zu hungern um das bedrohende und schmerzhaftes Gefühl der Einsamkeit in sich abzutöten. Dafür kann sie Phoebe nun Wörter erklären, die ihr der Vater nicht erklären kann. Zum Beispiel „beziehen“. Das kann ja nicht nur bedeuten, dass etwas bezogen wird, also der der praktische, physische Bezug von etwas, sondern es kann sich auch thematisch, semantisch auf etwas beziehen. Das kann April ihrer kleinen Schwester erklären. Die beiden finden in der Sprache Zuflucht und verstehen sich so, auch ohne Worte. Phoebe ist die einzige in der Familie, mit der April sprechen kann, sie wird sozusagen zu ihrem Sprachrohr und nimmt sie in Schutz, ohne Aprils Sprachlosigkeit zu hinterfragen.

Phoebes Briefe schwanken zwischen poetischen Formulierungen und kindlichen Schreiben, sie erklärt, warum sie manche Phrasen doppelt schreibt, und ihre Sprachspiele sind zu ausgefeilt und tiefgründig, um zu ihrer kindlichen Naivität zu passen. Sie kümmert sich nicht um literarische Normen und hat ein gesundes Selbstbewusstsein:

„Ich mache Kommas immer da, wo ich Atempausen mache. Das fühlt sich literarisch an. Papa hat mir erklärt, was literarische bedeutet: Das ist das Gefühl im Kopf, wenn man



einen guten Satz liest und sich anschließend klüger fühlt als vorher, obwohl man das Gelesene eigentlich schon wusste.“ (S.39)

Phoebe ist in der Lage hinter die Fassade von Dingen zu sehen und weiß wo das eigentliche Problem zu finden ist:

„Mama und Papa haben keine Ahnung von Feng Shui, und ich glaube auch nicht, dass das helfen würde gegen all das Chaos bei uns zu Hause. Denn das Chaos ist ja unsichtbar und nur in unseren Köpfen.“ (S.133)

Eines Tages erzählt Phoebes Lehrerin ihr, dass April eine böse Freundin hat – Ana – die ihr verbietet zu essen. Das macht Phoebe wütend, denn sie sieht, wie ihre Familie deshalb zerbricht. Weil April nicht mehr da ist, um sie zusammenzuhalten. Weil niemand mehr Phoebe sieht. Weil es keine Liebe mehr zu geben scheint. Und dann erzählt April. Von ihrer Einsamkeit. Davon, dass ihre Eltern sie nie verstanden haben und sie nun auch für ihre Krankheit selbst verantwortlich machen. Dass sie kaum Liebe erfahren hat und irgendwann ihre Worte verloren hat. Und von ihrer Angst, dass es Phoebe auch so gehen könnte. Und von ihrem Kampf gegen Ana, ihrer Müdigkeit und Erschöpfung. Bewegend schildert sie das Leben einer Magersüchtigen. Schonungslos und ehrlich.

„Weißt du, es ist anstrengend, jahrelang krank zu sein, denn man gewöhnt sich so sehr an die Folgen, dass man am Ende gar nicht mehr weiß, wie sich ein gesundes Leben anfühlt.“ (S.265)

Selbst in dieser Zeit ist sie sich der Liebe ihrer Schwester bewusst und empfindet tiefe Zärtlichkeit und Dankbarkeit für sie:

„Ach Phoebe. Du bist ein Satzzeichen. Du setzt Zeichen. Mit deinen Sätzen. Sei fest umarmt und gehalten.“ (S.274)

Die letzten Seiten des Buches sind erschütternd und in ihrer leisen Dramatik unvergesslich. Die Sprache schwankt zwischen sehr erwachsen und kindlich, mit einer Poetik, die für junge Jugendliche vielleicht nur schwer verständlich ist. Thematisch ist die Rolle der Eltern etwas sehr schonungslos geschildert. Doch die literarische Überspitzung sorgt dafür, dass dem Leser die Geschichte der Schwestern noch mehr zu Herzen geht.

„Meine liebe, liebe April – wenn du nur bald gesund wirst und endlich wieder bei uns bist. Ohne dich sind wir nämlich nicht ganz. Wir sind ein halber Fork. Eine halbe Mama. Ein halber Papa. Und nur noch ein ganz kleines Stück ich. Ohne dich bin ich nämlich nicht einmal halb.“ (S. 38)